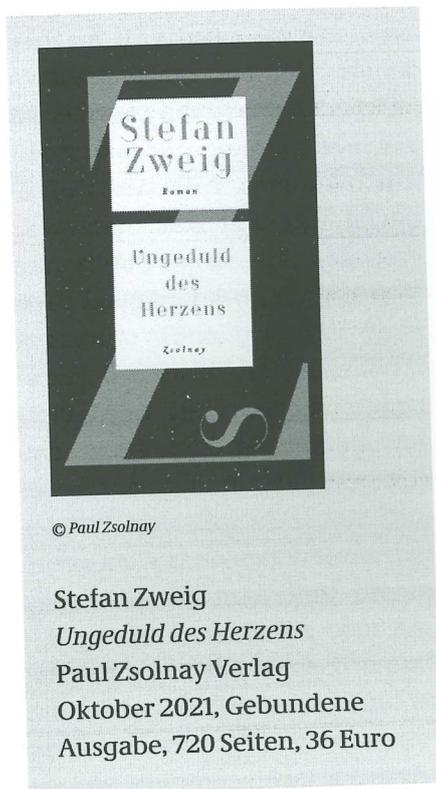


„Nicht wirkliche Liebe, sondern bloß Verlegenheit und Mitleid“

Eine wegweisende Neuauflage von Stefan Zweigs Roman „Ungeduld des Herzens“



HERMANN WEBER

„ES GIBT EBEN ZWEIERLEI MITLEID. Das eine, das schwachmütige und sentimentale, das eigentlich nur Ungeduld des Herzens ist, sich möglichst schnell freizumachen von der peinlichen Ergriffenheit von einem fremden Unglück, jenes Mitleid, das gar nicht Mit-leiden ist, sondern nur instinktive Abwehr des fremden Leidens von der eigenen Seele. Und das andere, das einzig zählt, das unsentimentale, aber schöpferische Mitleid, das weiß, was es will, und entschlossen ist, geduldig und mitduldig durchzustehen bis zum Ende seiner Kraft und noch über dies Letzte hinaus“.

Die knappen Sätze, die Stefan Zweig dem einzigen von ihm zu Lebzeiten vollendeten und veröffentlichten Roman *Ungeduld des Herzens* als Motto vorangestellt hat – ein Selbstzitat aus dem Buch – erfassen dessen Kern in komprimiertem Licht wie im Fokus eines Brennglases. Wer den Roman einmal – wenn auch wie der Rezensent in seiner frühen Jugend – gelesen hat, wird den Kern der Handlung kaum vergessen haben:

Der anonym bleibende Erzähler der nur wenige Seiten umfassenden Rahmenhandlung begibt sich nach einem anstrengenden Tag in Wien zu einem, wie er hofft, einsamen Abendessen in ein seinem Vermuten nach wenig frequentiertes vorstädtisches Restaurant. Wider Erwarten trifft er dort einen flüchtigen Bekannten, einen Archivar, der „zu jener Sorte zwanghaft geselliger Naturen“ gehört, „die in ebenso emsiger Weise, wie Kinder Briefmarken, Bekanntschaften sammeln“. Dieser nötigt ihn an seinen Tisch und benutzt die Gelegenheit, ihn dem ebenfalls im Restaurant anwesenden Rittmeister Hofmiller vorzustellen, der – wie der Archivar stolz berichtet – „im Krieg Großartiges geleistet“ hat und dafür mit dem Maria-Theresien-Orden ausgezeichnet worden ist. Ein näherer Kontakt des Erzählers mit Hofmiller folgt daraus zunächst nicht. Erst nach einem zufälligen Treffen in einer kleinen Gesellschaft einige Tage später geraten beide beim Abschied an der Garderobe in ein Gespräch, in dem

Hofmiller sein eigenes Heldentum und damit seine Berechtigung für den Orden gründlich anzweifelt und schließlich seine Geschichte – den Hauptteil des Buches – erzählt:

Ende 1913 wird Hofmiller, 25 Jahre alt, Leutnant bei den Ulanen, mit seiner Escadron von Jarislau in Galizien in eine neue Garnison an der ungarischen Grenze, nur wenige Schnellzugstationen von Wien entfernt, versetzt – eine Garnison, die jeder anderen Provinzgarnison im damaligen Österreich gleicht: „eine Kaserne, ein Reitplatz, ein Exerzierplatz, ein Offizierskasino, dazu drei Hotels, zwei Kaffeehäuser, eine Konditorei, eine Weinstube, ein schäbiges Varieté mit abgetakelten Soubretten, die sich im Nebenamt liebevoll zwischen Offizieren und Einjährigen aufteilen“. Wenige Monate später kommt er mehr oder weniger durch Zufall zu einer Einladung auf das nahe der Garnison gelegene Schloss Kekesfalva. Dort residiert der reichste Mann des Ortes, Lajos von Kekesfalva, einst – wie sich später herausstellt – der kleine Judenjunge Leopold, genannt Lämmel Kanitz, nunmehr Magnat und Schlosseigentümer mit magyarisiertem und mit Adelsprädikat versehenem Namen. Zu Geld gebracht hat er es in seiner Jugend als Vermittler von Versicherungen. Das so verdiente Geld hat es ihm schon früh erlaubt, Schloss Kekesfalva zu kaufen. Die kurz zuvor verstorbene Voreigentümerin, eine ungarische Magnatin, hatte es wegen Querelen mit

ihrer Verwandtschaft ihrer norddeutschen Gesellschafterin Anna Beate Maria Dietzenhof vermachte. Anna Beate ihrerseits als geschäftlich völlig unerfahrene Frau war heilfroh, die Sorge um das eben erworbene Erbe so rasch wie möglich loszuwerden. In den Verhandlungen über den Verkauf gewinnt Leopold die Sympathie der Erbin, und schon wenig später kommt es zu beider Heirat. Einziges Kind aus der Ehe ist die gemeinsame Tochter Edith, die nun nach dem frühen Tod der Mutter mit ihrem alt gewordenen Vater und ihrer Kusine Ilona das Schloss bewohnt.

Als Lieblings- und Sorgenkind ihres Vaters in beneidenswerten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen könnte Edith glücklich sein. Sie aber ist seit einigen Jahren von schwerem Unglück betroffen: Als Folge einer bakteriellen Krankheit sind ihre Beine fast gänzlich gelähmt, und sie kann nur mühsam auf Krücken einige Schritte gehen. Ihr medizinischer Betreuer, der Wiener Armenarzt Dr. Condor, der sich rührend um sie kümmert, sieht kaum Chancen auf Heilung, versucht aber, ihr nicht jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu nehmen. Bei seinem ersten Besuch auf dem Schloss verursacht Hofmiller einen Eklat, als er – der von der Behinderung nichts weiß – Edith zu ihrem eigenen Entsetzen und zum Entsetzen aller zum Tanz auffordert und nach Erkenntnis seines Fauxpas fluchtartig die Gesellschaft verlässt. Trotzdem nimmt Hofmiller, vor allem auf Bitten des Vaters, seine Besuche auf Kekesfalva bald wieder auf, und er wird rasch zum regelmäßigen Gast auf dem Schloss und zum ständigen Gesellschafter Ediths und ihrer Kusine. Bald wird deutlich, dass Edith mehr von ihm erwartet als Zuneigung aus Mitleid.

Eines Tages kommt es zu einer von Edith inszenierten, von Hofmiller eher nur hingenommenen stürmischen Liebesszene und wenig später – erneut von Edith provoziert – zur überraschenden Verlobung beider. Hofmiller freilich gelingt es auch dann nicht, Ediths Liebe, ihre „gewalttätige Zärtlichkeit“, voll zu erwidern, diese Liebe auch nur zu ertragen und Edith mehr als das – vor allem von ihrem Vater immer wieder geforderte – Mitleid entgegenzubringen. Und in schwachen Momenten gar erscheint ihm der alte Kekesfalva, der als Vater immer wieder um Hilfe für seine Tochter fast bettelt, als der Dschinn, der böse Geist aus dem Märchen aus Tausendundeiner Nacht, der – kaum auf den Schultern des jungen Mannes, der ihn aus Mitleid als vermeintlich lahmen alten Mann huckepack mitgenommen hat – plötzlich seine haarigen nackten Schenkel um die Kehle seines Wohltäters klemmt und nicht mehr abzuschütteln ist. Als Edith all das am Ende erkennen muss (nicht zuletzt weil Hofmiller im Kameradenkreis die Verlobung verleugnet hat) stürzt sie sich von der hoch gelegenen Terrasse des Schlosses in den Tod. Ein letzter Versuch Hofmillers zur Umkehr kommt zu spät. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs wenige Tage danach und der Abgang an die Front nur wenig später werden für ihn zum Ausweg, zur Rettung aus seiner Schuld; er „flüchtete in den Krieg wie ein Verbrecher ins Dunkel“.

Hofmillers Bericht ist durchzogen von Reflexionen über die Ambivalenz, den „verflucht zweiseitigen“ Charakter des Mitleids: „schöpferische Magie“, stärker als der eigene Wille, aber auch „Mitleidslüge“, die einen zum „Narren des eigenen Mitleids“

macht, „gnädige Aufopferung“ als Gegensatz zur sich selbst ganz in den Hintergrund stellenden Liebe, aber auch zu dem im Motto angesprochenen wahren Mitleid, der Bereitschaft zu echtem Mit-leiden. Hofmiller muss erkennen, dass er Edith solches Mitleid ebenso wenig entgegengebracht hat wie ganze Liebe. Man könnte versucht sein, in der Häufung solcher Reflexionen die Bestätigung einer kritischen Bemerkung von Marcel-Reich-Ranicki zu sehen, in der dieser Stefan Zweig zwar eine „glänzende Beherrschung des literarischen Handwerks“ bescheinigt, ihm zugleich aber eine gelegentliche Neigung zur Redseligkeit vorgehalten hat. Auch wenn man eine solche Kritik für nicht immer ganz unberechtigt hält, bleibt „Ungeduld des Herzens“ doch bis heute ein ungewöhnlich lesenswertes Buch.

Erstmals in deutscher Originalfassung erschienen ist der Roman am 2. Dezember 1938, wenige Monate nach dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich, auf den in der Rahmenhandlung schon angespielt wird. Das Buch, wie damals üblich vordatiert auf 1939, war ein Gemeinschaftsprojekt der Exilverlage Bermann-Fischer in Stockholm und Allert de Lange in Amsterdam. Rasch folgten Übersetzungen in andere Sprachen, darunter noch im genannten Jahr Übertragungen ins Englische, ins Französische, ins Portugiesische und ins Schwedische. In Deutschland hatte die Reichsschrifttumskammer die Werke Zweigs auf die Liste unerwünschten Schrifttums gesetzt; daher gab es weder in Deutschland noch in Österreich eine zeitgenössische Rezeption des Romans. Endgültige Aufmerksamkeit bei einem breiten Lesepublikum in Deutschland gefunden hat das Buch – obwohl schon 1946

in London mit Lilli Palmer und Albert Lieven verfilmt – wohl erst mit der 1954 im S. Fischer Verlag in Frankfurt am Main erschienenen Neuauflage und deren Nachdruck in Großauflage als eines der – so jedenfalls der einschlägige Artikel der Wikipedia – „aus heutiger Sicht bedeutendsten Werke“ der renommierten, damals neu gegründeten Reihe der *Bücher der Neunzehn*. Später sind zahlreiche weitere Ausgaben bei S. Fischer, darunter das in 34 Auflagen in 332.000 Exemplaren gedruckte Taschenbuch, und nach Ablauf des Copyrights im Jahre 2012 auch in anderen Verlagen gefolgt.

Alle früheren Drucke des Romans werden nun freilich in den Schatten gestellt durch die 2021 als Band VI der Salzburger Ausgabe des Erzählerischen Werks von Stefan Zweig im Paul Zsolnay Verlag in Wien (heute Teil der Hanser Literaturverlage) vorgelegte Neuedition. Sie ist herausgegeben und mit einem ausführlichen Anhang versehen von Stephan Resch, Dozent für Germanistik an der Universität Auckland in Neuseeland. Der Abdruck des Textes des Romans (464 von insgesamt 719 Seiten des Buchs) beruht nicht auf der 1938 erschienenen Erstausgabe, sondern auf den letzten vom Autor mit schriftlichen Korrekturen versehenen und autorisierten Druckfahnen („Authors' corrected page proofs“), von denen der spätere Druck der Erstausgabe in vielen Einzelheiten abweicht. Auch die zusätzlichen Eingriffe des Lektorats in der Neuauflage von 1954, darunter die Eliminierung mancher Austriazismen („Mädel“ statt des Plurals „Mädln“, „Zigarre dritter Sorte“ statt „Zigarre dritte Sorte“), werden rückgängig gemacht. Umgekehrt wird die Rechtschreibung „im Interesse von Les-

barkeit und Einheitlichkeit des Schriftbildes nach derzeit geltenden Regeln modernisiert“ – wofür vieles spricht, wenn auch Schreibweisen wie „helllicht“ (mit drei „l“) manchem Leser in einem Roman von 1938 noch befremdlicher erscheinen mögen als in einem aktuellen Text.

Entstanden ist so eine den Intentionen des Autors entsprechende, immer flüssig lesbare Textversion. Normallesern würde das in aller Regel wohl schon genügen. Für Literaturwissenschaftler und Germanisten, aber auch für alle nicht nur an dem endgültigen Text, sondern auch an seiner Entstehung Interessierten bietet der umfangreiche Anhang (250 von 719 Seiten) noch viel mehr. Der Rückgriff auf die autorisierten Druckfahnen für die Textfassung war möglich, weil Stefan Zweig den größten Teil der Materialien zu *Ungeduld des Herzens* im Gegensatz zu den Unterlagen zu seinen anderen Büchern sorgfältig aufbewahrt hat. Die Materialien reichen von ersten Notizen über mehrfache Reinschriften und Typoskripte bis hin zu mehreren Sätzen von Korrekturfahnen. Schon Zweig selbst hatte einen Großteil davon in edles bordeauxrotes Ziegenleder binden lassen; nur die Notizbücher und Druckfahnen blieben in einigen kleinen Kästen verwahrt. In dieser Form wurde das gesamte Konvolut 2007 vom Deutschen Literaturarchiv in Marbach erworben, wo es den Museumsbesuchern bis heute in einer Vitrine der Dauerausstellung ins Auge springt. Die Ausstellungsstücke in Marbach haben es dem Herausgeber ermöglicht, im umfangreichsten Abschnitt des Anhangs („Überlieferung“, 149 Seiten) unter Auswertung von zehn Textstufen vom ersten Notizbuch bis zu den abschließenden Autorkorrekturen

wichtige Änderungen nachzuverfolgen und Akzentverschiebungen zu dokumentieren. Weitere Abschnitte des Anhangs sind der Entstehung des Romans und seiner Rezeptionsgeschichte von 1938 bis heute gewidmet. Besonders informativ schließlich das Nachwort, in dem der Herausgeber neben dem schon erwähnten Mitleidsmotiv Figurenkonstellationen des Romans, die jüdische Thematik, die von Zweig erst spät hinzugefügte Rahmenhandlung und nicht zuletzt die – auf den ersten Blick vielleicht nicht ganz so naheliegende – Exilthematik behandelt. Abschließend bemüht sich Resch um eine Einordnung des Romans in das Spätwerk von Stefan Zweig. In einem überzeugenden Resümee charakterisiert er dabei den Dichter als einen Autor, der in der bedrückenden Zeit des Exils auf einem dritten Weg, dem Appell an das Verhalten des Einzelnen, „die Extreme des literarischen Eskapismus und der offenen politischen Konfrontation umgeht“.

Nur erwähnt seien schließlich noch als nützliche Beigaben weitere Bestandteile des Anhangs: die Anmerkungen zur Edition, der Stellenkommentar mit Erläuterungen vor allem zahlreicher speziell österreichischer oder heute weniger gebräuchlicher Wörter und Wendungen und die abschließende Bibliografie mit Nachweisen aller Ausgaben des Romans zu Lebzeiten des Autors, einer Auswahl vor allem zeitgenössischer Rezensionen und schließlich Hinweisen auf Sekundärliteratur von 1939 bis heute.